Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 4

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Internationale der Redaktoren

6. Generalversammlung des Internationalen Presseinstitutes

Es begann am Spätnachmittag des 13. Mai im Amsterdamer Carlton Hotel — nicht anders als die meisten Kongresse beginnen: Wer von den insgesamt 180 Redaktoren, die aus 20 Ländern zur 6. Generalversammlung des Internationalen Presseinstitutes in die Grachtenstadt kamen, schon am Vorabend der Generalversammlung eingetroffen war und sich im Sekretariat eingeschrieben hatte, klemmte das dicke Kuvert mit dem obligaten Kongreßmaterial unter den Arm, jonglierte in der einen Hand das Sherryglas — oder das Mineralwasser — und die Zigarette und begrüßte mit der anderen Hand bekannte oder unbekannte Kollegen. Es begann, sozusagen, aus der «So-glad-to-see-you»-Distanz oder aus dem schützenden Winkel national zusammengewürfelter Stehkonvente. Und es endete genau eine Woche später — vielleicht spontaner als Kongresse gemeinhin auslaufen. Nach dreitägigen Diskussionen und einer viertägigen Rundreise durch Holland und Belgien, bei denen Ohr und Auge, aber auch der Magen verwöhnt worden waren, war man in der letzten Etappe eingetroffen, im alten Rathaus der niederländischen Hauptstadt. Der Bürgermeister von Den Haag, die Amtskette umgelegt und von zwei Stadträten flankiert, schüttelte Hand für Hand und eröffnete dann diesen hochherzig-festlichen Abschiedsempfang in den traditionsreichen Sälen mit einer bewundernswert kurzen Rede, als ob bewahrheitet werden sollte, daß alles gut war, wenn das Ende gut ist. Noch einmal hantierte man mit den Party-Accessoirs — mittlerweile vielleicht zum echten «Genever» konvertiert —, verabschiedete sich von den Reisegefährten und versprach in diese oder jene Himmelsrichtung einen Besuch. Kurz, es endete in einer gewissen Klubatmosphäre. Farblose Zeitungsnamen hatten die dahinterstehenden menschlichen Gesichter gezeigt, und manches Fädchen war von Journalist zu Journalist gezwirnt worden.

Das ist es, was das *Internationale Presseinstitut*, eine private Vereinigung von Redaktoren aus vier Kontinenten mit ständigem Sitz in *Zürich*, wo es von der Münstergasse aus durch *E. J. B. Rose* betreut wird, erreichen kann: Kontakte und vielleicht auch ein gewisses gegenseitiges Verständnis unter Zeitungsleuten aus den verschiedensten Ländern. Mit seinen nunmehr 840 Mitgliedern von 500 Zeitungen in 37 Ländern ist das IPI eine jener Institutionen, von denen die Phantasie der Utopisten angefeuert werden kann. Wenn es gelingen würde, malt man sich aus, die Artikulierer der öffentlichen Meinung zu einer «Republik der Druckerschwärze», zu einer *Internationale der Redaktoren* zusammenzuführen, dann sollte sich einiges bessern lassen. Die 180 Teilnehmer in Amsterdam beispielsweise vertraten, wie die holländischen Gastgeber ausgerechnet haben, 100 Millionen Zeitungsleser der freien Welt, und in Amsterdam hörten die Mitglieder einige, wenn auch noch bescheidene Fortschrittsmeldungen: Vor einiger Zeit war ein Treffen zwischen deutschen und französischen Redaktoren veranstaltet worden und nach diesen Aussprachen sollen die Reibungen in der Presse beider Länder geringer geworden sein. Nach einer Diskussion zwischen holländischen und indonesischen Journalisten verabschiedeten sich die Gesprächspartner mit mehr Verständnis für den an-

dern Standpunkt. Demnächst wird eine Zusammenkunft zwischen österreichischen und italienischen Presseleuten stattfinden, bei der man den Sturm im Südtiroler Wasserglas in Augenschein nehmen will. Und selbst die Männer von der «Prawda» und von TASS haben wissen lassen, daß sie mit dem IPI ein Wörtchen reden möchten.

Die Generalversammlungen, die alljährlich im Mai und jeweils in einem anderen Lande abgehalten werden, sind wahrscheinlich die Höhepunkte in der Arbeit des Instituts, das daneben ein Monatsblatt herausgibt, Forschungsarbeiten durchführt, ein Pressezentrum unterhält, Seminarien veranstaltet und Journalistenaustausch in die Wege leitet. In Amsterdam standen drei Themen zur Diskussion: «Bedrohung der Pressefreiheit von innen»; «Das Bild in der Berichterstattung»; «Asien und die westliche Welt». Lösungen wurden nicht produziert, dafür, wie auf vielen Kongressen, die Differenzen bewußt gemacht.

Das erste Thema war offensichtlich ein Kuckucksei im Redaktorennest: Wird die Pressefreiheit tatsächlich bedroht, wenn Druckereiarbeiter streiken, um ihre Lohnforderungen durchzusetzen, und wenn dadurch das Erscheinen der Zeitungen verhindert wird? Donald Tyerman, jetzt Chefredaktor des Londoner «Economist», hatte dieses etwas ausgefallene Thema im vergangenen Jahr vorgeschlagen, als er vermutlich noch unter dem Eindruck der für Engländer schier unfaßbaren Tatsache stand, daß im März 1955, als die Londoner Zeitungsbetriebe durch einen Streik zum Stillstand gebracht wurden, selbst die ehrwürdige «Times», deren stellvertretender Chefredaktor Tyerman zu der Zeit gewesen ist, fünf Wochen lang nicht erscheinen konnte, was seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht mehr vorgekommen war. Das Thema stand auf der Tagesordnung, und J. S. Huitfeldt, Verleger und Redaktor der Osloer «Aftenposten», analysierte die Streikzwischenfälle, die in den letzten Jahren und in verschiedenen Ländern passiert sind, und meinte dann, daß ein Redaktor erstens ein Angestellter sei, zweitens seine redaktionellen Aufgaben zu erfüllen haben und drittens im Auge behalten müsse, daß sein Verleger Gewinne erzielt. Charles Woerler, der Generalsekretär der Internationalen Graphischen Föderation in Bern, berichtete von dem Schweizer Idealfall eines Gesamtarbeitsvertrages im graphischen Gewerbe, durch den das fortlaufende Erscheinen der Zeitungen vertraglich und durch Kautionen garantiert wird — eine Ideallösung, die sich schwerlich auf andere Länder mit anderen sozialen Voraussetzungen übertragen läßt. Kurz, wie der «loyale Redaktor» ein Tauziehen zwischen Verleger und Druckereiarbeitern verhindern könne, wie eine derartige «Pflicht» in seinen üblichen Pflichtenkreis eingebaut werden kann, wollte sich in den Referaten und Voten nicht ermitteln lassen: Am Abend dieses Sitzungstages, als die Institutsmitglieder im Haag von der niederländischen Regierung empfangen wurden, im wahrhaft königlichen Rittersaal, der mit einer Blumenpracht ausgeschmückt worden war und von einer königlichen Militärkapelle mit leichten Weisen angefüllt wurde, als Ministerpräsident Drees in diesem so charmanten wie selbstbewußten Rahmen seine Gäste begrüßte, zitierte er beiläufig die kürzlich erschienene Diagnose des englischen Pressewesens von Francis Williams, «Dangerous Estate», aus der man erfahren kann, daß die Pressefreiheit durch die Gigantisierung der Zeitungen und durch eine gesteuerte Inseratenverteilung gefährlicher bedroht wird als durch die wenigen Streiks in den Druckereien.

Wer am zweiten Diskussionstag, als das «Bild in der Berichterstattung» unter die Lupe genommen wurde, die vieldeutige Formel vom «loyalen Redaktor» noch in Erinnerung hatte, mochte sich fragen, was ein «loyaler Illustrierten-Redaktor» über richtige und mißbräuchliche Verwendung der Photographie sagen kann! Auch dieses Thema läßt sich nicht über einen internationalen Leisten schlagen, weil, wie Dr. Werner Meier, Chefredaktor der «Schweizer Illustrierten», sein Referat begann, ein Bild, das in diesem Lande als Selbstverständlichkeit erwartet wird, in jenem Lande als anstößig abgelehnt werden mag, und weil, wie man hätte ergänzen können, das Pressebild allein schon in Italien, England und Deutschland eine grundverschie-

dene Absicht und ein unterschiedliches Niveau hat. Dr. Meier plädierte für das aussagende Bild à la Cartier-Bresson oder Werner Bischof, dessen Qualität nach dem menschlichen Gehalt bewertet werden soll, und er führte dann einige Idealphotos vor, die er so eloquent ausdeutete, daß sich die Tücke des aussagenden Bildes für die Berichterstattung fast von selbst zeigte: Photograph und Texter werden oft zu versteckten Leitartiklern, sie interpolieren Interpretationen, die der Sachverhalt vielleicht nicht hergibt. Michael Newmarch, ein Londoner «Associated-Press»-Photograph, behandelte dieses Thema von der technischen Seite und begnügte sich mit dem Rat, daß die typisierte Photographie durch eine lebendigere, einfallsreichere ersetzt werden sollte.

Am dritten Sitzungstag wurde ein im Hinblick auf die Ceylon-Konferenz des IPI sehr aktuelles Thema durchgesprochen: Der Nachrichtenstrom zwischen Asien und der westlichen Welt. Krishna Shelvankar, Londoner Korrespondent der indischen Zeitung «The Hindu», machte dabei seine westlichen Kollegen darauf aufmerksam, daß die Leser asiatischer Zeitungen selbst über politische Temperaturschwankungen in London oder Washington gründlicher informiert werden als westliche Zeitungsleser über die umwälzenden Entwicklungen im asiatischen Raum. Der Grund für den mangelhaften Nachrichtenfluß nach «Westen» ist jedoch, wie sich zeigte, nicht etwa in einer politischen Uninteressiertheit zu suchen, sondern vielmehr in einer technischen Schwierigkeit, die allerdings kaum behoben werden kann. Zwischen den asiatischen Commonwealthländern und London gelten Vorzugstarife in der Nachrichtenübermittlung; deshalb strömen die Pressedepeschen in diesen beiden Richtungen sehr intensiv. Da jedoch eine Depesche von Neu-Delhi nach München, die über London geleitet werden muß (das «Faraday»-Haus in der Londoner City ist eben tatsächlich die Telefonzentrale der Welt), unverhältnismäßig viel mehr kostet als die Übermittlung desselben Berichtes nach London, so ist es für viele kontinentale Blätter vielfach zu kostspielig, eine tägliche Berichterstattung aus Asien zu unterhalten; anderseits wäre ein europäischer Asienkorrespondent, der nur briefliche Hintergrundberichte liefern würde, ein Luxus. Die Kehrseite: ein asiatischer Korrespondent, der seinen Hauptsitz in London hat, aber durch Informationsreisen das kontinentale Geschehen mitverfolgt, hat mit übersetzten Übermittlungsspesen zu rechnen, sobald er etwa vom Kontinent aus berichtet. Nachrichtenmäßig sind die asiatischen Commonwealthländer, sagte Immanuel Birnbaum von der «Süddeutschen Zeitung» mit einer deutlichen Spitze, noch immer Teile des britischen Empire. Diese Attacke auf die Londoner Vorzugsrolle empfanden einige englische Mitglieder wiederum als unpassend — und sie mußte zudem erfolglos bleiben, weil die Vorzugstarife im Nachrichtenverkehr innerhalb des Commonwealth wesentlich zu dem die britische Völkerfamilie zusammenhaltenden Kitt gehören. Es war immerhin für alle Seiten tröstlich, daß der mangelhafte Nachrichtenstrom zwischen Asien und dem Westen nur ein technisches Problem zu sein scheint.

Nach dieser Fachsimpelei, die für den Journalisten wegen ihrer trockenen Sachlichkeit ergiebig war, warteten das niederländische und das belgische Nationalkomitee des Institutes mit einer viertägigen Rundreise durch Holland und Belgien auf, die minutiös vorbereitet und einfallsreich ausgetüftelt worden war, und auf der sich die zahlreichen einladenden öffentlichen wie privaten Körperschaften gleichsam gegenseitig zu überbieten trachteten — so jedenfalls erschien es den umsorgten Teilnehmern an dieser Blitztour. Dr. Maarten Rooy, Chefredaktor des «Nieuwe Rotterdamse Courant», der die Hollandreise organisiert hatte, wollte den «Anfängern in Holland» offenbar endgültig die Illusion nehmen, daß sie ein Land der Windmühlen und klappernden Holzschuhe besuchten.

Diese Illusion wurde korrigiert. Am Abend des ersten Rundreisetages, nachdem man die Arbeiten am Polder «Ostflevoland» besichtigt hatte, nachdem man eine Juwelensammlung moderner Kunst gesehen hatte, das Reichsmuseum Kröller-Müller, in dem Van Gogh dominiert

und bedeutsame Stücke moderner Plastik hervorragen — am Abend wurde die Story des industriellen Holland aufgetischt. Die Gelegenheit bot ein Dinner, zu dem der Verband der Niederländischen Industrie und der Zentralverband der Niederländischen Arbeitgeber nach Arnheim geladen hatten. Der beredte Advokat war Georges Franks, Reuters Korrespondent in Holland, der gerade ein Buch über die holländische Industrie fertiggestellt hatte und den die Gastgeber aus einem wohlverdienten Ferienaufenthalt allein für seine viertelstündige Erzählung von der Schweiz nach Arnheim geholt hatten. Zwischen «Asperges en branches à la Hollandaise» und «Primeurs du Westland» wurde das niederländische Miniatur-Wirtschaftswunder so erklärt, daß der Verlust vieler Kolonialmärkte, mit dem man sich über Nacht abzufinden hatte, wie ein wohltuender Schock auf die holländischen Industriellen und Kaufleute gewirkt habe, Dieser Schock nämlich weckte den holländischen Abenteuergeist; er zwang, rasch neue Absatzmärkte zu gewinnen und ein extensives Industrialisierungsprogramm zu verwirklichen. Zudem drängte der rege Inlandbedarf eines vom Kriege unerbittlich getroffenen Landes mit 11 Millionen Einwohnern zu einem gewissen Autarkiestreben, so daß im Lande selbst Industriezweige aufgebaut wurden, deren Produkte vormals importiert worden waren.

Auf diese, von einem hingerissenen Engländer mitreißend vorgetragene Darstellung wurde am folgenden Tage eine Probe aufs Exempel gemacht. Die Gesellschaft bestieg einen funkelnagelneuen Triebwagenzug, den TEE-Expreß (Trans-Europ-Expreß), der von niederländischen und Schweizer Firmen gebaut worden ist. Diese Zugskomposition, deren es bereits zehn gibt, die inzwischen, am 2. Juni, in den öffentlichen Verkehr gestellt worden sind, verbinden mit 140 Stundenkilometern und einem reizvollen Komfort Amsterdam mit anderen westeuropäischen Städten. Wer von den Journalisten, die an der Demonstrationsfahrt teilnahmen, seinen Kindertraum noch nicht vergessen hatte, durfte in der Triebwagenkanzel mitansehen, wie leicht hantierbar dieser Zug dahinrast, oder konnte staunend mitanhören, wie von der Lokomotive aus mit dem Speisewagen telefoniert und eine Tasse Tee bestellt wurde. Im Handumdrehen war man in der südöstlichsten Ecke Hollands, im Limburgischen, dem niederländischen Ruhrgebiet. Dort wurde von der Generaldirektion der Staatsbergwerke, die vier der insgesamt zwölf holländischen Bergwerke verwaltet, zuerst ein Gabelfrühstück offeriert und dann die Kokerei «Emma» und eine Stickstofffabrik gezeigt. Nachdem wir gesehen hatten, wie die rotglühende Lava aus den Öfen in die Loren stürzt, dann abgelöscht wird, nachdem wir den Stickstoffgeruch in der Nase hatten, war Maarten Rooy befriedigt: «Jetzt wissen sie doch, daß wir nicht nur Blumenzüchter sind».

Brüssel war die nächste Station, an der die «Weltpresse» durch das riesige Areal für die «Weltausstellung 1958» geschleust wurde, an der man sich davon überzeugen konnte, daß die im Bau befindliche Ausstellungsstadt schon heute die belgische Hauptstadt in ihren Bann geschlagen hat. Das Symbol der unter dem Generalthema «Die Entwicklung des Menschen» vorgesehenen Weltschau wird ein Turm aus neun übereinander geschichteten Leichtmetallkugeln mit einer Gesamthöhe von 110 Metern sein. Um dieses unübersehbare Zeichen der Zeit — «Atomium» genannt — herum werden die Pavillons der 42 Staaten und 7 internationalen Körperschaften aufgebaut — Pavillons, die selbst als Rohbauten wie wahre Tempel einer wetteifernden Repräsentation anmuten. Daß ein Parkplatz für 30 000 Autos angelegt wird, erweckte uneingeschränkte Bewunderung für die unerschrockenen Brüsseler, die zudem noch ihre Hauptstraßen aufreißen, um sie zu verbreitern, damit in ihren Mauern «die Entwicklung des Menschen» vorgeführt werden könne.

Nachdem sich Brüssel als Gastgeber der Welt eingeführt hatte, jagte man am folgenden Tage nach Ostende. Unterwegs wurde in Brügge, in diesem in Stein verewigten spätmittelalterlichen Traum, ein Zwischenhalt eingeschaltet. Und schließlich, am letzten Tage der Reise, warf man durch Car-Fenster einen flüchtigen Blick auf Rotterdam, auf eine Stadt, die das

Kriegsende und die Befreiung als Schutthaufen erlebte und die zwölf Jahre danach in der großzügigen Planung und in der modern-kühnen Formgebung wie *die* Stadt der modernen Architektur wirkt. Marcel Breuers Bijenkorf-Warenhaus, ein fünfstöckiger, fensterloser Block mit wabenartiger Fassade, prägte sich ein — ein Gebäude, das zusammen mit der monumentalen Plastik, die Naum Gabo, ein purer Konstruktivist, davorgesetzt hat, den Eindruck einer selten einheitlichen Architektur und Plastik hinterließ. Diese Freiplastik, wie die anderen, etwa Zadkines Monument «Zerstörtes Rotterdam», sagen etwas über den Geist des neuen Rotterdam aus, stecken aber auch mit ihrer kalten Rationalität wie Dornen im Fleisch, erinnern unentwegt an die innerlich unvernarbten Wunden der Vierzigerjahre.

Am Ende dieser einzigartigen Informationsreise, im Haag, als man den Film des Gesehenen zurückspulte, war es nicht einmal das industrielle Holland, das die nachhaltigsten Bilder hinterlassen hatte. Ist nicht die Kolonisationsarbeit im Ijsselmeer die größte Leistung, die dieses kleine Land im 20. Jahrhundert vollbracht hat? Hunderttausende Hektare fruchtbaren Landes sind dem Meer abgerungen worden. Regelten einstmals Windmühlen die Bewässerung, so pumpen jetzt Tag und Nacht die Hilfsmittel modernster Technik den Polder «Ostflevoland» aus. Hinter dem Deich wird das Neuland sichtbar, und eine Stadt wächst aus dem Boden. Tausende bewerben sich um das begehrte Siedlungsland, und jeder Hektar kostet den Staat 14 000 Gulden — Gott schuf die Welt, Holland jedoch haben die Holländer selbst gemacht. Und sie sind sich auch bewußt, daß an diesem Sprichwort viel Wahres ist.

Mit dieser korrigierten Illusion nahm man Abschied. Und ein philippinischer Kollege vertröstete alle diejenigen, die bedauert hatten, daß das emsige Brüssel auf der Rundreise zu kurz gekommen war, auf die 7. Generalversammlung des IPI, die in Washington stattfinden wird. In eine Dankadresse an die Organisatoren der Generalversammlung flocht er nämlich die Bemerkung ein: «Die Amerikaner werden in ihrem Programm für eine viertägige Rundreise gewiß auch einen Besuch in Brüssel vorsehen.» Wie gesagt, in der Internationale der Redaktoren sind die Vorurteile nicht giftig, sondern kandiert.

Alfred Schüler

Berliner Theater

(Spielzeit 1956/57)

Langweilig war sie nicht, die letzte Theatersaison in Deutschlands ehemaliger Hauptstadt. Dafür sorgte nicht nur eine Anzahl wirklich weltstädtischer Aufführungen, dazu trug ebenfalls bei, was sich am Rande des Geschehens abspielte; jene Ereignisse also, gemischt aus Klatsch, Intrige und Sensation, die letzlich auch zum Begriff «Theater» gehören — man mag darüber denken, wie man will. Ja, an ihnen konnte man bisweilen mit Befriedigung ablesen, daß das Theater noch nicht restlos zur Nur-Bildungsanstalt geworden ist: man regt sich immerhin noch darüber auf, man diskutiert erbittert und liegt sich in den Haaren.

Da ist Kortner; Kortner, der Unerbittliche, der Ungerechte, der mit Ressentiments Geladene, der Vielgehaßte-Vielgefürchtete, der Scharfzüngige («Meine Frau sucht seit Monaten ein Dienstmädchen. Es ist aber kein Wunder, daß es keine gibt: die sind alle beim deutschen Film!»), Kortner, der — «nehmt alles nur in allem» — doch große Mann des Theaters.

Als die Berliner zu Beginn der Spielzeit lasen, daß er im Schillertheater den «Hamlet» inszenieren würde, da sagten sie erwartungsvoll «Na schön!». Sie erwarteten von Kortner einen Skandal (à la «Don Carlos» im Hebbeltheater, à la «Preispokal» im Schillertheater, zwei früheren Kortner-Inszenierungen). Sie sagten «Na also», als sie vor der Premiere folgendes

lasen: «Die Hölle ist los im Schillertheater. Seit Wochen schwelte es hinter den Kulissen — gestern hat sich das erste Gewitter entladen. Einen Tag vor der Hamlet-Premiere von Fritz Kortner weiß niemand: wird nun gespielt oder nicht.»

Was war geschehen? Etwas Einmaliges. Hamlet (Erich Schellow) hatte sich an das Bühnenschiedsgericht gewandt und verlangt, die Premiere zu verschieben, da er, wegen der zu geringen Anzahl von Proben, noch unsicher sei. Das Gericht war genau so verblüfft wie die gesamte Theaterwelt und entzog sich vorsichtshalber einer Entscheidung. Die Premiere fand statt. Was nicht stattfand, war ein Skandal. Kortners «Hamlet» wurde ein überdimensionales, oft in grellen Farben leuchtendes Gemälde. Diese Farben taten manchen Augen weh, manche weideten sich daran. Umstrittenste Szene: «Der Mann packt mir 'ne Last auf», sagt Hamlet zum toten Polonius, und dann packt er sich die Last wirklich auf und schleppt den Leichnam über die rotierende Bühne. Solcher Art Szenen, bei denen das Wort direkt in Handlung umgesetzt wird, gab es mehrere. Aber man sprach über die Fünfstunden-Aufführung des Kortnerschen Hamlet, nicht nur in Berlin, sondern in ganz Theater-Deutschland.

Auf derselben Bühne Friedrich Dürrenmatts «Besuch der alten Dame», begleitet vom gleichen Interesse, von ähnlich heftiger Diskussion. Aber nicht die Inszenierung steht hier im Brennpunkt der Auseinandersetzung (Hans Lietzau), sondern das Stück. Ist es Moritat, Saga, Klassik, Kolportage, Schicksalstragödie — weit reicht die Skala der Bezeichnungen, an deren Formulierung sowohl Publikum als auch Kritik beteiligt ist. Käthe Dorsch spielt die rachlüsterne Multimillionärin Claire Zachanassian. Sie spielt sie kühl und königlich, man glaubt ihr die Geldaristokratin, aber man glaubt ihr nicht, woher sie kommt, was sie durchleiden mußte: die Kleinstadt, die Fremde, das Bordell. «Der Besuch der alten Dame» bleibt, trotz aller Einwendungen, ein Theaterstück, oder ein Stück Theater, vollkräftig, provokativ, aktuell, des Streitens wert. Gäbe es mehr davon...

Im absoluten Gegensatz dazu «Unter dem Milchwald» von Dylan Thomas. Kein Drama, sondern eine Wort-Sinfonie von eigenartiger Schönheit, keine Handlung, sondern ein Schwelgen in Lyrismen. Schillertheater-Hausherr Barlog brachte dieses «Spiel für Stimmen» wundersam zum Klingen.

Barlog auch führt Regie im «Tagebuch der Anne Frank». Er führt sie so meisterhaft, so dezent angesichts des furchtbaren Geschehens, das, leider!, «direkt aus dem Leben» gegriffen ist, er bringt seine Schauspieler zu so makellosem Ensemblespiel, daß Zehntausende im Laufe der Spielzeit aufgewühlt, verstört, ohne Beifall das kleine Schloßparktheater verlassen, viele mit dem Schwur im Herzen, es dazu nie wieder kommen zu lassen, was 1944 in der Prinsengracht zu Amsterdam geschah. Das Autorenehepaar Hackett, dem wir die Dramatisierung des Tagebuchs verdanken, stellte die Aufführung über die Inszenierungen von London und New York.

Die Kritik war in diesem Fall sogar bereit, Barlog zu verzeihen, daß er wieder einmal ein «literarisch wertloses» Stück auf den Spielplan gesetzt habe. Einige Rezensenten machen dem temperamentvollen Boleslav nämlich immer wieder diesen Vorwurf und verweisen auf den, was das literarische Theater angeht, so vorbildlichen «Theater-Professor» Schuh, den Leiter des Kurfürstendamm-Theaters.

Schuh bekam aus diesem Grunde sogar den Kritiker-Preis. Diese neue Würde schien ihn zu drücken. Denn er leistete sich gleich im Anschluß eine Goldoni-Inszenierung («Mirandolina»), die genau so unitalienisch war wie langweilig. Ein Opfer dieser Aufführung die als moderne Tragödin so unvergleichliche Maria Wimmer: als Locandiera versagte sie. In ähnlicher Monotonie verlief ein von dem Theater-Professor bereiteter Klassiker-Abend: der Einakter «Philotas», ein Frühwerk Lessings, und Büchners «Leonce und Lena» standen auf dem Zettel. In beiden Stücken konnte Maximilian Schell nicht überzeugen. An einem Abend verärgerte er sich sogar Publikum und Intendanz, als er in freier Improvisation versuchte, Stellung zu politischen Tagesproblemen zu nehmen.

In Tolstois Drama vom Versagen eines Idealisten, «Und das Licht scheinet in der Finsternis», kommt das Theater am Kurfürstendamm endlich zum Zuge. Drei große Schauspieler gestalten das Stück: Ernst Deutsch (Sarynzow), Lucie Mannheim (Frau Sarynzow), Helene Thimig (Fürstin Tscheremschanowa). Ein seltener Genuß, eine Reminiszenz an die große Zeit des Berliner Theaters, von Alfred Kerr einmal das «Perikleische Zeitalter Spreeathens» genannt.

Beispielgebend die Aufführung von O'Neills «Eines langen Tages Reise in die Nacht» (Regie O. F. Schuh). Ein Alpdruck, vier ganze Stunden auf dem Zuschauer lastend, ihn auch nachher nicht mehr freigebend, ein Seelen-Inferno, dem gegenüber die Stücke Strindbergs harmlose Familiengeschichten sind. Grete Mosheim und Paul Hartmann spielen zwei von jenen vier Familienmitgliedern, die in bohrend-vernichtendem Haß die Hölle vorwegnehmen. Eine Tragödie, eine Aufführung, die durch das Grauen fasziniert.

Das benachbarte Privat-Theater Die Komödie hat ebenfalls mit einem Familienstück Erfolg. Doch ist es hier eine «Liebe Familie», die eine Wand von ihren vier Wänden wegnimmt, um uns teilhaben zu lassen an ihrem Alltag. Was wir dabei, von der Autorin Felicity Douglas vermittelt, zu sehen und zu hören bekommen, ist bisweilen von einer so schönen Albernheit, daß man sich des Lachens nicht zu schämen braucht. Nicht umsonst hat man «Die liebe Familie» inzwischen auch auf das Zelluloid gebannt.

Den erstaunlichen Versuch, dem bissigen Kritiker des deutschen «bürgerlichen Heldenlebens», Carl Sternheim, die Giftzähne auszubrechen, erlebte man auf derselben Bühne. Dieser Versuch gelang, leider, während die Zuschauer einst nur unter Frösteln lachen konnten angesichts des so gefährlichen Superspießers, Theobald Maske, schlugen sie sich hier quasi mit dröhnendem Gelächter auf die Schenkel — so lustig geht's jetzt zu in Sternheims satirischem Spiel «Die Hose». Und das ist schade. Sind doch im Lande des Wirtschaftswunders die Maskes wieder im Kommen, jene selbstgerechten-selbstzufriedenen Pfahlbürger, die sich in ihre Kalbskeule vertiefen, wenn von der Sowjetzone die Rede ist. Diese Aktualität verkannt zu haben, blieb, als erste Regietat, ausgerechnet einem Kabarettisten vorbehalten (Wolfgang Neuß).

Dem Schloßparktheater war mehr Glück beschieden bei einem Ausgrabungsversuch. Walter Hasenclever, dem die Welt des Dramas das Stück «Der Sohn» verdankt, schrieb 1927 eine Satire auf die skrupellosen Moneymaker, die mit Wertpapieren genau so spekulieren wie mit den Werten des Gefühls. Sie trägt den Titel «Ein besserer Herr». Sie wird unter Lietzaus Regie bestürzend aktuell. Urplötzlich steht da oben einer der Repräsentanten aus dem Regime der Manager, im Stakkato des Expressionismus läßt er die Verheiratung seiner Tochter genau so in den Terminkalender einsetzen wie den eigenen Seitensprung. Ihm gegenüber der Heiratsschwindler (ein Bravo für Martin Held!!), ausgerüstet mit einer mephistophelischen Lust am Zynismus, mit einer Mission, einsame Frauenseelen einträglich zu trösten. In seine Netze gerät konsequenterweise schließlich auch des Industrie-Kapitäns überfortschrittliches Töchterlein, reine Terminfrage. Das Publikum verläßt das kleine Theater in Steglitz fast beschwipst ob soviel Spielfreude, Witz und Charme...

In einen ähnlichen Zustand versetzen ihre Zuhörer und Zuschauer die «Sendboten eines Hirtenvolkes» Voli Geiler und Walter Morath. Im Renaissance-Theater gelang es ihnen bei ihrem Gastspiel, schnell Kontakt zu bekommen, und das will im kabarettverwöhnten Berlin, in dem die meisten bundesrepublikanischen Truppen klägliche Fiaskos erlitten, einiges heißen.

Das Renaissance-Theater zeigte sich auch sonst in dieser Spielzeit von seiner besten Seite. Es steuerte nicht nur vergnügliche, sondern auch außerordentlich bemerkenswerte Aufführungen bei. Was einem Privattheater um so höher zu veranschlagen ist.

Die für einen Kritiker etwas befremdende Frage: «Muß man Torquato Tasso spielen?» zum Beispiel wird, meines Erachtens, mit einem wohklingenden «Ja!» beantwortet. Und zwar von Maria Becker,

Adelheid Seeck, Will Quadflieg und Franz Schafheitlin. Soviel man auch an der Aufführung dieses schwer spielbaren Versdramas auszusetzen hat, die gefürchtete Klassiker-Langeweile kommt nicht auf, es gibt zahlreiche Vorhänge.

Dann «Die Katze auf dem heißen Blechdach». Tennessee Williams bringt mit ihr ein Thema auf die Bühne, das längst dort hingehört hätte, will man das Theater noch mit einigem Recht als Spiegel der Zeit betrachten. Dieser Brick, der seine blutjunge Frau Maggie nachts allein läßt und seinen Kummer über den verstorbenen Freund im Whisky ertränkt, er ist in seinen Umrissen bisweilen verzerrt, bisweilen verzeichnet, aber sein Schicksal packt, bleibt kein klinischer Fall. Leo Mittler hat großartige Schauspieler zur Verfügung, er führt sie gut, dämpft aber leider nicht Williams' so sattsam bekannte reißerische Effekte (diesmal waren dran: Gewittersturm, Kindergeburtstags-Geschrei, Feuerwerk), wodurch das Stück gelegentlich in die peinliche Nähe der Kolportage geführt wird.

Als ein ausgesprochener Reißer erwies sich die Uraufführung des Zeitstückes «Die letzte Station» vom Autor des Buches «Im Westen nicht Neues» Erich Maria Remarque. Es spielt in jenen Tagen, da die ersten sowjetischen Panzer über den Berliner Kurfürstendamm rollten. Schauplatz ist ein angebombtes Zimmer, Ecke Leibnitzstraße; hier treffen sich, ihre Schicksale effektsicher aneinander kettend: ein geflüchteter KZ-Häftling, ein SS-Scherge, eine junge Frau, Hausbewohner, Rotarmisten.

Remarque hat das ganze sehr spannend angerichtet, ohne allzuviel Angst vor der «Hintertreppe»; er ist gut, solange er sachlich bleibt, drängt es ihn aber zur «dichterischen Aussage», so werden seine Dialoge in ihrer Plattheit unerträglich. Das illustre Festwochen-Publikum erzwang trotz allem Vorhänge über Vorhänge. Ihr Beifall übertönte die Einwände vieler Berliner, die, als kundigste Zeugen der «letzten Tage» ihrer Stadt, der Meinung waren, «in diesem Stück stimme nichts».

«Die letzte Station» war eine Festwochen-Premiere. Diese Wochen waren nicht immer sehr glücklich arrangiert, sie stellten oft nichts anderes dar als «eine Berliner Premierenballung, vermehrt um einige fremde Zutaten». In diesem Jahr scheint sich eine erfreuliche Entwicklung anzubahnen: die einer deutschsprachigen Theater-Olympiade, wodurch Berlin, für drei Wochen wenigstens, wieder zur echten Theatermetropole werden würde — mit einer starken Ausstrahlung nach dem Osten.

Achtundvierzigmal wurden die Schauspieler des Berliner Schloßparktheaters vor den Vorhang gerufen, als sie im Osten, im Städtischen Theater Leipzig, Shaws «Major Barbara» brachten. Nicht ganz so erfolgreich war dasselbe Theater mit Piscators Inszenierung des Faulknerschen «Requiems für eine Nonne» bei den Theaterfestspielen in Paris. Dafür feierten sie mit Hasenclevers «Besserem Herrn» in Holland wahre Triumphe.

Auch Ostberlin brachte diesmal eine vieldiskutierte Aufführung. Erich Engel inszenierte Bert Brechts «Galileo Galilei» im Schiffbauerdamm-Theater. Wenn das nun auch nicht gerade «Welttheater» war, wie eine in Berlin erscheinende westdeutsche Zeitung behauptete, so war es doch eine runde, geschlossene Aufführung, die Zehntausende von Westberlinern gen Osten strömen ließ.

Und im übrigen: man sollte Brecht endlich auch wieder in Westberlin spielen — anstatt über ihn fruchtlos zu diskutieren, wie bei jenem Ost-West-Gespräch im Renaissance-Theater.

Siegfried Fischer